

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 211

Dienstag, den 21. September

1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Rohmann.

Manuskript verloren.

13. Fortsetzung.

„Aber dann komm doch,“ drängte er, „wir laufen brauchen noch ein bißel auf ab. Ich freu mich wie ein Kind — ach was, das ist ja gar kein Ausdruck für meine Freude! Toll bin ich und ich kann Dich gar nicht genug ansehen. Und wie schön Du geworden bist!“

„Aber geh!“

Der andere war herangelommen: nach der ganzen Erscheinung ein Ausländer, der Wert darauf legte durch Neuheitlichkeiten sich möglichst von der Umwelt abzuheben. Das Gesicht war von durchsichtiger Blässe, die durch ein schwarzes Bärtchen und dunkle, tief in den Höhlen liegende Augen noch intensiver erschien, als sie wirklich war. Unter einem kleinen, weichen Hüßchen hing das reiche schwarze Haar strähnig in die Stirne. Er war ganz schwarz gekleidet und trug eine flatternde schwarze Käsehaube, die nachlässig geknotet war.

„Eine Kollie, wie ich höre. Darf ich mich vorstellen: Waffil Petrowitsch.“ Das Klang, als er sagte, daß sie den Namen kenne und als erweise er ihr eine Gnade.

Phinele nannte ihren Namen, und dabei dachte sie wirklich darüber nach, wo sie den Namen des Russen schon gehört haben konnte.

Franz wandte sich an Waffil.

„Verzeih, das halt' ich in der Freude ganz vergessen. Aber nun kommt schon, wir können doch hier nicht stehen bleiben.“

Sie sitzen hinauf, Phinele zwischen den beiden jungen Menschen.

Franz wurde immer noch nicht mit seiner Freude fertig.

„Lieber Himmel!“ begann er wieder, „wie viel hab' ich an Dich gedacht! Mein Vater ist schon ein paar Jahre tot, das weißt Du doch, und seitdem hab' ich keine Heimat mehr. Aber an der Heimat, die ich hatte, an meinem lieben Zornowitz, hing ich noch immer. Und in mein Erinnern klingt ein frohes Lachen hinein, und ein kleines Gesichtchen mit hellen Augen und einem süßen Gesicht steht ganz tief und unaussprechlich in meiner Seele. Das bist Du, Phinele. Tuer Part ist mir immer noch wie ein Märchenland, und Du bist die Prinzessin darin, und Deine Mutter die gütige Fee. Mebrigens Deine Mutter — es geht ihr doch gut?“

„Ja, dank.“ Es lag ihr auf der Zunge, so sagen: „Mama heiratet nun wieder.“ Aber das unterdrückte sie noch rechtzeitig. Ueberhaupt genierte sie sich ein wenig vor dem interessanten Russen. Franz war so überauswänglich und der Russe machte ein so verdächtig süffiantes Gesicht. Und daß Franz auch gleich ein so vertraut tat und sie ganz selbstverständlich mit Du anredete! Er hatte sie damit einfach überumpelt und sie damit gezwungen, ebenfalls das vertrauliche Du zu gebrauchen. Aber schließlich — es gab zwischen ihnen doch nur eine Kinderfreundlichkeit und jetzt war man erwachsen. Eine gewisse Entfremdung ergab sich da doch eigentlich von selbst, und es war ein Erziehungsmanangel, wenn Franz das nicht begriff. Aber freilich, er war auch wieder so lieb in seiner Freude, daß man ihm ersticht gar nicht böse sein konnte. Und daß er sie nicht vergessen hatte, tat ihr doch recht wohl. In Gedanken wiederholte sie sich, was er da eben gesagt hatte: vom frohen Lachen, von dem lieben Gesichtchen und dem süßen Gesicht. Dabei sah sie ihn verloben von der Seite an und mußte staunen: früher hätte er so etwas nie sagen können. Er war doch entschieden recht männlich geworden, und er sah eigentlich auch ganz interessant aus. Allerdings lange nicht so interessant,

wie der Russe mit seinem bleichen und, wie Phinele meinte, durchgeglitzerten Gesicht.

Waffil blieb stehen.

„Du begreifst, Franz, wenn ich nach Hause gehe. Deine Erinnerungen interessieren mich nicht und ich bin jedenfalls überflüssig dabei.“

Das war unerschämte, aber Franz und Phinele erschrafen wie gescholtene Kinder.

„Aber nein, Du — ich komm' doch gleich mit!“ bat Franz. „Es ist nur die Freude, Du mußt das doch verstehen.“

„Mein Gott, ich hab' doch nichts gegen Deine Freude,“ sagte Waffil milde, „aber für mich ist sie nun einmal langweilig.“

In diesem Augenblick war Phinele wirklich böse auf Franz. Es war doch auch zu peinlich, sie dem interessanten Menschen gegenüber so in Verlegenheit zu bringen. Mit einem Entschluß versuchte sie, die Situation zu retten. Sie wollte zeigen, daß sie für Franzens Ungeschicklichkeit nicht verantwortlich sei, und so wandte sie sich direkt an Waffil.

„Ich weiß nicht, Herr Petrowitsch, aber mir ist doch, als hätte ich Ihren Namen schon einmal gehört oder irgendwo gehört?“

Waffil war sofort verärgert.

„Gehört und gelesen. Welches ist möglich. Ich bin ein ziemlich bekannter Komponist und meine Sachen gehen gut. Die Fachpresse, soweit sie etwas versteht, vergleicht mich mit Chopin. Uebrigens ein gutgemeintes Lob, das ich doch nur mit Vorbehalt akzeptiere.“

„Ach,“ machte Phinele überrascht. Dabei sah sie ihn forschend an und fand, daß er wirklich etwas Geiziges an sich habe. Jedenfalls war er ganz anders, als Franz.

„Sie sind Russe?“ fragte sie dann, und ärgerte sich doch gleich wieder über sich selbst. Sie hatte das unflatter Empfinden, daß sie jetzt wohl etwas ganz anderes hätte sagen müssen.

„Ja,“ sagte er, nun schon wieder gelangweilt, „Russe wenigstens nach der Abstammung, aber in Wien geboren, und Russland hab' ich nie gesehen. Mein Vater war hier bei der russischen Botschaft. Sie müssen nicht denken, daß er ein großes Tier war — im Gegenteil. Nur ein ganz kleiner Anglerbeamter. Aber ich schäme mich deshalb meines Vaters nicht. Es ist mein Stolz, daß ich trotzdem etwas geworden bin. Alle großen Männer sind aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen.“

Phinele fand, das sei eine große Wahrheit. Dann wunderte sie sich: Ob er denn noch studiere, oder ob er schon Lehrer an der Akademie sei?

„Lehrer?“ Waffil lächelte nachsichtig. „Sie sind erst ein paar Wochen hier. Sie können nicht wissen, daß Lehrer niemals geniale Menschen sind, woraus ich wieder ergibt, daß geniale Menschen niemals Lehrer sein können. Nein, ich möchte nur noch ein bißchen herum: Weltweit, ein bißchen Kontrapunkt und dann noch etwas Klavier bei Weissbach. Ich bin ein schlechter Klavierspieler.“ Viele große Meister sind schlechte Klavierspieler, meinte Wagner zum Beispiel, den ich zwar nicht mag, dem man eine gewisse Größe aber doch nicht gut absprechen kann.“

Franz, der sich mit seinem vollen Herzen beiseite geschoben sah und wieder in Gespräch kommen wollte, meinte: „Du solltest Dich nur mehr mit Wagner beschäftigen. Du würdest dann schon finden, daß er der Größte ist.“

„Anfichtssache,“ meinte Waffil gelassen. „Es ist nicht meine Schuld, wenn Dein vergötterter Wagner mich nur als Monstrum interessiert. Er selbst muß eben nicht, er hat mir nichts zu geben.“

„Das ist freilich auch ein Beweis,“ meinte Franz mit

ihren Besätze begleiteten Anstimmungen des Mannes zu. Dann kam es angezogen, stellte sich zu dem Blütenfüßigen und begleitete durch sanftes Trüpfeln die immer aufgereizter werdenden Sprünge des Mannes. Tag für Tag erregte ich mich der Weibspiele der beiden reizenden Vögel, des samtigen Mannes, dessen Köpfe ein Goldreif ziert, dessen Brustschild in allen Farben schillert und von dessen Ehren auf beiden Seiten je drei lange Federn herunterhängen, deren dünne Niele nur an den äußersten Spitzen besetzt sind. Das Weibchen trägt ein jedes weiteren Schmuckes entbehrendes, schokoladenbraunes Federfeld.

Erlischt das Leben vor oder nach der Totenstarre.

Drei bis sechs Stunden nach dem Stillstand des Herzens tritt beim Menschen ein Starrezustand auf, den man als die Totenstarre bezeichnet. Diese Starre hält eine zeitlang an, worauf sie sich wieder löst und die Auflösungserscheinungen des Körpers beginnen. Nun war bisher nicht festgestellt, ob beim Eintritt der Totenstarre das Leben im Körper auch wirklich gänzlich erloschen ist, da andererseits die Starre selbst vielleicht noch eine letzte Lebensäußerung des Körpers sein könnte. Verschiedene, in jüngerer Zeit von Schäfer ausgeführte Untersuchungen über diese Frage sind daher in doppelter Hinsicht beachtenswert.

Das Zustandekommen der Totenstarre, die eine Folgeerscheinung von Muskelzusammensetzungen darstellt, ist, wie der Forscher im „Biologischen Zentralblatt“ darlegt, vor allem damit zu erklären, daß, da der Ausdruck der natürlichen und physikalischen Mängel der Körper die Zusammenziehung ist, die lebendige Substanz auch im Zustand der Zusammenziehung abstribt. Die sie auslösenden Muskelzusammensetzungen sind auf Quallen, verursacht durch saure Stoffwechselprodukte, zurückzuführen. Für die Muskeln bedeutet die Zusammenziehung während der Totenstarre also die letzte willkürliche angenommene Muskelzuckung, und man kann daher, obwohl keine Faktoren zum Wiederaufbrechen der Muskeln mehr vorhanden sind, die Totenstarre gleichwohl als „letzte Anstrengung der sterbenden Muskeln“ bezeichnen. Und daraus ergibt sich auch, daß erst nach der Lösung der Totenstarre die letzte Spur von Leben aus dem Körper geschwunden ist.

Analoge Weibevorgänge lassen sich auch bei der Plasmanzelle, der Form aller lebendigen Substanzen, beobachten, bei der an Stelle der Totenstarre ein ähnlicher Zerfall des Plasmas eintritt, der aber gleichfalls nur dem Wesen nach der natürlichen physikalischen Mängel der lebenden Substanz entspricht. Und da auch hier die Zusammenziehung die letzte Muskelzuckung darstellt, so ziehen sich die einzelnen Plasmateilchen in Kugelform zusammen, und die Folge davon ist der Wirtel — Inagelle — Zerfall des Plasmas.

Bunte Zeitung.

Weshalb das Kino in Uetel des Arztes. Die jetzt so viel erörterte Kinofrage hat ein Dr. Scharpff in einem Vortrag des Ärztlichen Vereins zu Nürnberg, über den in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ berichtet wird, in eindringlicher Weise behandelt. Er ging von der physiologischen Erziehungswirkung der rasch ablaufenden, farbigen, optischen Bewegungsbilder des Kinos aus und führte sie in erster Linie auf das Fehlen unterdrückender Reize von anderen Sinnesgebieten aus zurück. Durch diese verhältnismäßig rasch eintretende Ermüdung wird die Verengung des Filmes beschränkt. Durch den Belichtungsfall erfolgt eine Erziehung zur Überflüssigkeit, da der Schüler mit „instinktivem Selbstschutz“ das Geschaute nur oberflächlich aufnimmt. Sodann wird die effektiverende Wirkung der feimellen und zentralen Inzohle im Film erläutert, durch die die niederen Zentren ausgeglichen werden. Nach den Beobachtungen der Psychiater reagieren die Krüppelkinder auf die Sensationsfilme häufig mit hysterischen Anfällen. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß durch den Reiz des Kinos die Entladung von Neuronen überhaupt begünstigt wird. Von großer biologischer Bedeutung ist die Suggestivwirkung der Kinocinemathe, die durch die zeitliche Konzentrierung der Vorgänge im Rinderman, durch den dunklen Raum bei völliger Ablenkung von der Außenwelt und durch eine Art Kinogenese des Bewusstseins verstärkt werden. Die Wirkung

der Film wird dadurch vielfach zu einer Art Hypnose gesteigert, der dann Suggestionsercheinungen folgen. „Für jugendliche Psychopaten,“ sagt Scharpff, „wird das Kino herab zur Verbrechen schule. Die groß sinnliche Erregung verschleiert die geschlechtliche und allgemeine Sittlichkeit des Volkes durch Erregung einer hemmungslosen Triebhaftigkeit.“

Vergessliche Praktikare. Pasteur, der berühmte französische Gelehrte, ging vollständig in seiner Arbeit auf. An seinem Hochzeitsstag war er so in die Lösung eines Problems vertieft, daß er die Bedeutung des Tages vollständig vergaß, und die Braut mußte länger als eine Stunde am Mar warten, ohne daß er kam. Schließlich entdeckte man den vergesslichen Bräutigam bei der Arbeit im Universitäts-Laboratorium. Thomas Alva Edison war nicht weniger vergesslich. Nach seiner Trauung kehrte er sofort an die Arbeit zurück, die seine Gedanken so vollständig in Anspruch nahm, daß er erst nach zwei Tagen daran dachte, zu seiner jungen Gattin zurückzukehren. Ein Meister der Vergesslichkeit scheint aber der Engländer George Harvett gewesen zu sein. Am Morgen seines Hochzeitstages fuhr er zum Angeln und vergaß vollständig, daß er sich an diesem Tage verlobt hatte. Die Braut, die Tochter eines Bischofs Compton in London, suchte sich natürlich tief getränkt und läßt die Verlobung. Bei seiner zweiten Verlobung hatte er nicht mehr Glück. Wieder vergaß er das wichtige Ereignis, und auch diese Heirat wurde zu Wasser.

Literatur.

Der Sprung in den Sonnenringel. Novelle von Peter Schöberl. Verlag Albert Langen, München 1920.

Eine lebenslustige, freudereife Novelle, die die Seele eines sonnenbegrüßten Dichters befragt. Der Dichter ist ein Dorfkaplanmeister, dem die Beschäftigung an und für sich nichts bedeutet, der zusammengekehrt ist aus nichts als Liebe und Lachen. Was die Leute sagen, wie sie ihn ansehen, heischen Zerkünder, er immittiert all der Phylaxier darstellt, er weiß es nicht, er sieht nichts davon; denn es ist ihm nie der Gedanke gekommen, daß Menschen nach etwas anderem leben könnten, als nach ihrer Seele. Von derselben Art wie der Schullehrer Böhm ist auch der Dichter der Novelle. Sein Humor hat Flügel. Er erfüllt den ganzen Raum und stößt niemals an den schmerzlichen Dingen ohne Flugkraft aus Liebe und Lachen fest sich diese Meister-novelle zusammen, die gleichzeitig eine physiologische Studie von höchster Vollkommenheit und ein expressionistisches Gemälde von tiefster Eindringlichkeit darstellt. Jean Paul, Wilhelm Raabe, das sind die Kollegen des Dichters, der unter den heutigen ein weiser Rabe scheint. Von Peter Schöberl ist noch Erfreuliches zu erwarten. M. F.

Der Dreizehngarten, Phantastische Blätter, herausgegeben von Karl Hans Strobl, Dreiländer-Verlag, München.

Das Heft enthält eine vorzügliche spannende Novelle von Leopold Blasinger (Künstler von G. Blasinger-Gottlieb), „Der Balken“. Nur intime Vertrautheit mit dem Wesen blühender Magie kann eine derartige Handlung bis in die kleinsten Einzelheiten so überzeugend und luggehaft gestalten. Dagegen mutet die Grotte, 3270 von Otto Stegele mit ihrer magischen Raufschaubegebenheit wie ein Uebergang in ein helleres Scherzop an. „Bater Judas“ von Maupassant (mit drei Zeichnungen von Max Schenke) ist in seiner groß und monumental konstruierten Zeichnung ebenso himmelsmächtig und unvergleichlich, wie das eindringlich gefundene Bild „Die Totenbrette“ von Siegfried von Begeleit (mit einer Zeichnung von Hoerfeldmann).

Unter dem Titel „Die Musikwelt.“ Monatshefte für Oper und Konzert, erscheint vom 1. Oktober dieses Jahres ab in Hamburg eine neue monatliche Musikzeitschrift. (12 Hefte im Jahr). — Das Blatt wird einen überaus lebendigen Überblick über die musikalischen Vorgänge in Deutschland und im Ausland geben und zu allgemein interessierenden musikalischen und musikalischen Fragen durch Beiträge hervorragender ausübender Musiker und Musikwissenschaftler Stellung nehmen. Die Redaktion des Blattes hat Herr Friedrich Chevalier übernommen, Verleger ist die Firma Joh. Aug. Böhm.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a., G. O. Ulrichs. 68. Fernruf 4520.

deutlichem Spott, der aber Phinele mehr als den Russen ver-
leste.

Phinele konnte nicht viel von Wagner und sie konnte keine
eigene Meinung äußern. Aber sie nahm nun ganz sicher an,
daß Wasill um so mehr von Beethovens halten müsse, je we-
niger Wagner und die anderen Meister ihm galten.

„Aber Beethoven — nicht wahr, der ist doch ein Gott?“
fragte sie.

„Ein Gott?“ Wasill hatte wieder das nachsichtige Lächeln.
„Sie sind noch sehr jung, liebes Kind, und Ihr Enthusiasmus
kann noch nicht recht Maß halten.“

„Das kann der Enthusiasmus doch überhaupt nicht,“ warf
Franz geärgert ein. „Begeisterung, der ist doch beherrschbar, kann
ist eben gar keine.“

Wasill fand es angebracht, den Einwurf zu überhören.

„Ich will Beethoven nichts von seiner Größe nehmen,“
sagte er gönnerhaft, „aber mit ist er nur einmal zu schwer.
Oder eigentlich zu schwerfällig. Zu viel Verdienst. Er war
ein großer Denker und er konnte zweifellos riesig viel, rein
technisch gesehen. Aber die leicht ansprechende Empfindung,
wissen Sie, das Gemeinverständliche, das nun doch einmal aller
echten Kunst eigen sein muß — das fehlt ihm doch ganz.“

Phinele sah den Russen in taunendem Entsetzen an. Daß
einer wagen konnte, so von Beethoven auch nur zu denken.
Dabei qualte sie sich ab Wasill zu widersprechen, und fand seinen
Einwand, der ihr stichhaltig erschien. Eigentlich klang das
alles, was er da gesagt hatte, doch ganz einleuchtend. Ihr
ganzes Gesicht schrie dagegen, mit Worten konnte sie aber nicht
freiten.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie hilflos, „mit hat Beethoven
immer viel gegeben. Ich will ja nicht sagen, daß ich ihn ganz
verstehe, aber ich denke doch, wenn man sich recht mit ihm be-
schäftigt, dann ist er ein Quell der Schönheit, der unerforschlich
ist. Professor Welschod meint das auch.“

„Welschod?“ fragte Wasill überauscht. „Den kennen Sie
auch?“

„Aber natürlich. Ich wohne doch bei ihm.“

„So — sich mal an, Sie wohnen bei ihm.“ Er zeigte
einen Augenblick und sah sie durchbohrend an, als habe er sie
auf einem Berdrange ertappt. „Na also, damit wir uns gleich
verständigen, aber er transmittiert mich und begreift nicht
einmal, was er mit ant, weil er eben meine Individualität
gar nicht versteht. Als Komponist unterdrückt er mich ge-
rad, weil er sich ärgert, daß meine Kompositionen immer
mehr Anklang finden — mehr jedenfalls, als seine eigenen.“

Das war so häßlich, daß Phinele widersprechen mußte.
„D nein, darum gewiß nicht,“ rief sie. „Herr Welschod
ist nicht feindselig, und ich denke mir, er freut sich, wenn seine
Schüler etwas leisten.“

„Er sollte sich freuen, ja,“ rief Wasill fest. „Aber er
kann keine Eigenart hochschätzen, er will alle nach seinem Willen
beugen, und was sich nicht wehren kann, ist verloren.“ Er
fiel wieder in den überlegenen Ton zurück. „Es ist vielleicht
unflug, daß ich Ihnen das sage, aber Sie interessieren mich
und es ist meine Pflicht, Sie zu warnen. Er wird auch Sie
beugen, wenn Sie nicht hart genug sind, ihm zu widerstehen.
Sind Sie verwandt mit ihm?“

„Nein,“ sagte Phinele bestürzt, „aber ich bin ihm zu Dank
verpflichtet. Und sie sind so liebe Menschen, der Herr Pro-
fessor und seine Frau.“

Wasill lachte spöttlich.

„Was ist niemand zu Dank verpflichtet, wenn der Dank
uns inelken will,“ sagte er bestimmt. „Und das Welschod, das
ist schon das Recht! Bestimmen für den Gimpfens, nichts
weiter.“ Dann blieb er in großer Pose vor Phinele stehen.

„Sie gefallen mir, liebes Kind. Es ist etwas an Ihnen, so
aus Frühlingslichtes, wissen Sie, das reizt mich, und vielleicht
nehme ich Ihnen meine nächste Komposition. Aber ich hoffe,
daß wir gute Freunde sein werden, darum warne ich Sie vor
Welschod. Lassen Sie sich nicht einfangen. Ein harter Mensch
sicht sich selbst. Dazu ist Rücksichtslosigkeit aber besser, als
Schwäche und das alberne Geize mit Dank und Danks-
pflicht. Das alles ist gut für die Talentlosen und die Schwäch-
linge. Mit zwei, drei ich, brauchen das nicht, und wer weiß
— wenn wir kameradschaftlich unseren Weg gemeinsam gehen
können: Wir werden uns die Welt erobern.“ Dann nickte er

gnädig. „Auf Wiedersehen. Ich muß jetzt allein sein. Es
gärt und tobt in mir und ein Gedanke will aus Licht, Geburts-
stunde. Bald, viel, ich mögen schon, lese ich Sie wieder, und
dann erzähle ich Ihnen, was ich geschaffen habe.“

Damit ließ er die beiden stehen und ging, die Hände auf
den Hüften, mit großen Schritten in der Richtung nach dem
Rakspah davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebespiele der Paradiesvögel.

Hauptmann Degner wurde auf erfolg-
reicher Forschungs-Expedition im unbelan-
nten Innern von Neu-Guinea vom Kriege über-
rumpelt und durch die Nachstellungen der Au-
strakler zu einem Robinson-Desen in der
Waldnis gezwungen. Wiederholte Verläufe, die
neutrale Grenze zu gewöhnen, zehrten ihn
weil ins Innere und gaben ihm riesige We-
genheit zu geographischen und ethnographi-
schen Forschungen und Studien. Schners Be-
richt über seine hochinteressanten Entdeckungen
und vielfachen Abenteuer erscheint in diesen
Tagen unter dem Titel „Pier Jahre in a-
ter Kambiana“ im Verlag von August
Scherl, G. m. b. H., Berlin. Mir bringen
mit Genehmigung des Verlags schon heute
aus dem bedeutamen Wert einen Wink, nicht,
der die feinsten Liebespiele der Paradies-
vögel schildert.

Der Julimonat war zu Ende gegangen; zum vierten Male
führte sich der Beginn des Jahres in Europa, das zu einem
Kontinuum der ganzen Welt gegen Deutschland und keine
paar Verbündeten geworden war.

Zweifellos beobachtete ich von einem kleinen dunklen Strich,
der, langsam von Süden nach Norden oder von Norden
nach Süden ziehend und einen ganz dünnen Mondschein
nach sich schleppt, die vom Südostmonium gepfeiften
Wogen durchzuckt. Wohl ein feindsüchtiger Dampf, der
die Verbindung zwischen den von Truppen besetzten Haupt-
stützpunkten aufrechterhält; denn die Hoffnung auf das
Erscheinen deutscher Schiffe hatte ich längst aufgegeben, das
frühere Gedächtnis in das Reich der Kriegsfiktion verworfen.

Und auch der August verstrich, ohne daß etwas von dem
Kriegsnebel verlaute. Würde ein zweiter Dreißigtägiger
Krieg dieses Mal nicht nur das Herz, sondern ganz Europa
an den Rand des Verderbens bringen? Sollte ich hier im
Innern Neuguineas mein Leben beschließen müssen? Eigen-
tümlich, daß mir nicht ein einziges Mal der Gedanke kam,
mich dem Feind freiwillig zu stellen!

Horrorföbe stellte ich nicht mehr; Naturerscheinungen bewei-
tete ich nicht mehr und die mich umgebende Welt und
ihre Bewohner betrachtete ich wieder mit nüchternen Augen
und Sinnen. So hatte der Zusammenbruch meiner Hoff-
nungen auf den „angelegten“ baldigen Frieden, das Nicht-
erfülltsein meiner früheren Erwartung doch eine heilsame
Wirkung auf den Einsiedler ausgeübt. Und es brauchte auch
keiner selbstkonstruierten Felsen und Wunder. Was im
Menschen weht, außer ihm selbst, hat des Wunderbaren
genug. Jenes verführten mir Worte und Ehepaare
zum hundertsten Male und doch immer neu; an dieses er-
innerten mich meine Beobachtungen der Lebensweise und
der staunenswerten Organisation der ungeheuren Ameisen-
arten, die in allen Größen und Farben im Bergwald ihre
Zerstörungs- und Totengräberarbeit betreiben. Etwas hielt
sich ein Ameisenhauf, das den Termiten am ehesten zu
vergleichen ist. Kleine, ziemlich runde, weißgrüne Termiten
sind es, die einen Baumstamm derzeit bebauen und durch-
kauen, daß er wie verrotzt ausfällt. Und sie, die kleinen,
halten sich große, dünne, bernsteinfarbige Argoniden als
Skavoren, als Arbeiter. Sie schichten sie als Sammler und
Verpflanzungsleute aus, die e wachen die er Welt selbst, nehmen
Innen an den Eingängen zum Bau das oft aus großen Ent-
fernungen Aufgeflossene ab, verschauen die Beute in den Bor-
ratskammern und treiben die Großen zu erneuten Erbau-
ungsgängen an. Wäh, wenn einer der Bernsteinfarbenen
vor der Abendstunde in den Bau einzutreten versucht!
In Massen fallen sie über ihn her und weisen ihn hinaus.

Esst nach vollendeter Arbeit über den Baum und
Bellenhaat betreiben, in dem sie ihre eigenen Unterjante-
räume bestehn.

„Gras below Zaisai good fellow to much now, master;
you no like school one fellow? By and by me shown you
one fellow tree, altogether morning two fellow Zaisai
kaikai on top. Road b'long this fellow tree long way
legleg; may be, me go shoot em!“

(Der Jaisai hat nun sein schönstes Federkleid an, Herr,
wiltst du keinen schießen? Ich werde dir gleich einen Baum
zeigen, auf dessen Gipfel jeden Morgen zwei ihr Futter
suchen. Der Weg zu jenem Baum ist ein bißchen weit, wie-
gehe ich, den Vogel zu schießen?)

„Naß gut sein, Zaimureh, bezeichne mir diese Stelle,
ich will allein gehen!“

Und nach einem, in der Morgenfrühe erquickenden star-
ken einständigen Marsch quer durch den nicht allzu dichten
Bergwald, in dem oberhalb der Fäde einen die Blutzegel
nicht plagen, da sie nur die oft begangenen Eingeborenen-
wege vermeiden, hörte ich schon das durchdringende kurze
Krächzen des schwarzen Paradiesvogels, den die Katesprache
als Jaisai bezeichnet. Vorläufig folgte ich der Richtung des
zuletzt gehörten Rufes, um auf Flintenzielsweite an den
sicheren, meist schon von weitem abfließenden Vogel heran-
zukommen. Mit Pauken erkante ich immer vorzüglicher
werdendes Geräusche, dann blieb es still. Abgelirchten konnte
er nicht sein, und so blieb ich unbeweglich stehen. Da,
direkt über mir erklang kein gedämpfter Ruf von neuem.
Mein geliebtes Auge mochte ich anstreifen, wie ich wollte,
ich konnte ihn in dem dichtbelaubten Mittelgehölz nicht
ausfindig machen. Sollte er sich in dem spitzwinkligen
Hilfensdröbenreich des einseitigen Waldes ver-
steckt haben? Da lang sein Schrei schon wieder; ganz dicht
über mir! Warum ergreift er nicht die Flucht? Jedes Ge-
räusch vermeindet umging ich den hohen Baum, ohne Ge-
fahr; nur ein raschendes, kurzes Flügelgeschlag demies, daß
er noch da oben saß. Sollte der Herr gar mit zum
Krausen halten wollen und während meines Rundgangs
sich mitbewegen, so daß ich immer der von einer Dorn-
aus Paradiesvögeln behangene Stamm deckt? Was hielt
ihn da oben fest? So kam ich nicht zum Ziel; denn trotz
mehrfacher Umkreisung des Stammes hatte ich lediglich
einmal ein bißchen näheres Verstandenes Flügelgeschlag.

Ich umkreiste den Baum in weitem Bogen, so daß die
Heberflucht besser wurde, das das Schießen beichte ich nun
nicht mehr. Das rätselhafteste Verhalten des Vogels ließ
mich ahnen, daß mir eine neue Lebensaufgabe blinke. Das
Geräusch, das ich beim Durchkreuzen einiger dünner Zweige
verursachte, ließ den Hartnäckigen nun doch abziehen.

Aber was sah ich da, hinter dem dichten Gefährlich
berogren? Aus dem verhassten Waldboden heraus war ein
etwas zwei Meter langer und ein Meter breites Nestfeld voll-
ständig von dem Unterholz gereinigt und von seiner Moos-
schicht entblößt worden, und nur noch eine Gasse, in der
noch einzelne bäre Laubbäume verstreut umherlagen, hemdes,
daß hier jemand bei der Arbeit geschäftig worden war. Wer
mochte sich dieses Blättern hergerichtet haben? Was für
ein neues Geheimnis schlummerte in dieser unerwarteten
Erfindung? Noch stundenlang verlag ich mich in unmittel-
barer Entfernung, um so sehen, was weiter geschehen würde.
Es war umsonst, und so entschloß ich mich zur Rückkehr
mit dem festen Vorsatz, wiederzukommen, um dem Geheimnis
auf die Spur zu kommen. War es vielleicht ein Jertum,
wenn ich annahm, daß ich es mit einer Ähnlichen Erfin-
dung zu tun hatte, die ich schon öfters in der Gasse des
rotbraunen Laubvogels beobachtet hatte? Dieser Vogel
richtete sich, wenn die Paarungszeit heranrückte, im tie-
sten Bergwald ein kleines Blättern her und baut in dessen
Mitte aus kleinen, dünnen Ästchen ein winziges „Wäandchen“
auf, über dessen Ausfertigkeit man nur so raunen muß.
Zweigt steht er einen etwa dreißig Zentimeter hohen dicken
Zweig senkrecht in den Boden und schießt dann aus
der Umgebung Zweigstücke von allen möglichen Wägen
an, welche er kunstvoll aneinanderfügend und mit dem
Stämmchen verbindend so aufbaut, daß das Gebilde wie
ein winziges, aber abgehorntes Nabelbäumchen aus-
sieht. Und diese ganze Mühe mochte er sich nur, um seinem
Weibchen zu gefallen. Dieses kommt, wenn das Kunstwerk
fertiggestellt ist, herbeigesogen, beschlachtet es und bangt dann
gemeinsam mit dem Baumeister um das „Wäandchen“ herum,
wozu ihnen der gereinigte Platz die nötige Reinigungs-
freiheit gibt; ihre Sprünge, ihr Flügelgeschlagen werden im-
mer aufgeregter, ein Augenwischen und Blinzelknausenlassen

hört. In aller Morgenfrühe des nächsten Tages zurückgekehrt,
marktete meiner eine Entdeckung. Mein Krausen blieb aber-
mals umsonst; von dem Baumeister des Blättern war nichts
zu sehen. Nur aus etwa hundert Metern Entfernung ver-
nahm ich wiederum das vorläufige Rufen des Jaisai. Sollte
ich ihm jetzt schon folgen? Nein, es war besser, die Zeit
des Futterfluges abzuwarten, um nicht abermals den sich
so fremdartig verhaltenden Vogel zu verlieren. Zur ge-
gebenen Zeit folgte ich dann der Richtung, aus welcher vor
einigen Stunden der Ruf erklangen war, und siehe da,
ich ließ auf ein neuergeinigtes Ständchen Waldboden von
derselben Größe und Gestalt wie das zuvor angefoffene.
Nach entfernte ich mich wieder und kehrte noch vor Sonnen-
aufgang des dritten Tages zurück, richtete mir mit dem
Baumeister eine schwebende Laubhütte her, in welcher ich,
guter Nacht gedacht, das Verbleiben des Nestes aus unmittel-
barer Nähe beobachten konnte. Es war wirklich das Wäand-
chen des schwarzen Paradiesvogels, das sich, tagtäglich zu un-
ermüdlicher Arbeit wiederkehrend, sein Tanz und Ver-
blättern vorbereitete. Nach ich, mit Nahrungsmitteln aus-
gerüstet, hielt mich taglich wieder ein und beobachtete,
kaunte aber das verständig und eifrige Verhalten des ein-
taubengroßen Blätterns. Bald war der Boden vollständig
gereinigt, und befruchtigt schickte das Wäandchen, sein Werk
betradend, herum. Hier gab es noch ein kleines Ständchen
aufzuführen, dort ein Wurzelstücken herauszuheben, und
dann lag es davon. Meine Würst, meine Beobachtung
am nächsten Tage fortzusetzen, wurde durch Schwierigkeiten
verhindert, die bei dem Anlauf eines Schwelms entpanden.
Es ist ganz eigenartig, wie diese Paarverhandlungen des
Babuva vor sich gehen. Auf der eine Seite steht der Schwelms-
besitzer und hält das an den Seiten gefestete Vorkies
fest. Der Kaufstücker legt nun ein Tauchstück zwischen sich
und dem Verkäufer, der schweigend und mit abgewandten
Wägen tut, als ob ihn die Sache nichts angehe. Ein neues
Tauschobjekt legt der Käufer zu, der Schwelmsbesitzer an-
dert nichts an seiner Haltung. Ein weitere Draufbesitzer
folgt, noch eine, und nun greift der Verkäufer alles
zusammen und entfernt sich; der andere nimmt das ex-
stehende Schwelms an sich. Aber unsere Schwierigkeiten
waren anderer Natur. Bewo, dem die Sorge um ein
vor Wägen eingehandeltes Schwelms anbrannt war, und
der schon immer behauptet hatte, daß das Tier krank sein
müsse, weil es so schlecht fräße, drang heute darauf, daß
der Verkäufer herbeigerufen werde, um das Tier zurückzu-
nehmen. Der kam denn auch, aufgeregt und verärgert
folgenden, das Vorkies wurde beschit und belastet, und der
Schulterfolg war der, daß der Eingeborene, der den
Kaufpreis, eine Art und ein großes Hammer, bei sich
trug, das Schwelms zurücknahm und anstandslos die Be-
ziehung zurückerrichtete. Bei allen Papuafällen habe ich
dieselben Rechtsanschauungen und Gebräuche angetroffen,
auf denen ein Kauf und ein Tauschhandel aufgebaut ist. Sie
werden nur unter der Annahme abgeschloffen, daß das
Verkaufstier sich als leiblos erweist und den anderen Teil
befriedigt. Ebenlog, wie wie das Schwelms zurückgeben
durften, das zweifellos an einer inneren Krankheit litt, hätte
der Papuamann den Tausch als ungültig erklären dürfen,
denn es ist bekanntgestellt hatte, daß wir ihn endlicher
mit oder ohne Absicht eine schadhafte Art gekostet hätten,
oder wenn erst später gemerkt worden wäre, daß das ein-
getauschte Hammer für einen verbotenen Gebrauch
gehabt hätte. Der Tausch gilt dann einfach als ungültig, und
beide Teile nehmen ihre Verobjekte anstandslos zurück,
falls nicht Erfaher geleistet wird. Sollten wir Europäer nicht
auch so manches von den sogenannten „Wilden“ annehmen
können?

Schon in der Frühstunde des übernatürlichen Tages sah ich
wieder auf meinem Beobachtungsposten. Daß das Jaisai-
männchen am gestrigen Tage nicht ungültig geblieben war,
konnte ich an dem veränderten Aussehen seines Arbeits-
platzes feststellen. Und heute durfte ich ihn bei dem zweiten
Teil seiner Arbeit mit erneutem Staunen beobachten. Auf
und nieder ging es heute, hinauf in die Kronen der Bäume,
hinein in das dicke Gefährlich des Unterholzes und zurück
zum Blättern, auf dem er jedesmal einige kleine, dünne
Zweigstücke verstreut niederklegte, die er im Gefährlich ge-
brochen hatte. Nach einigen Stunden sah der Platz aus,
als ob eine Konifer ihre Ästen auf ihn herunterge-
schüttelt hätte. Dann verschwand der eifrige Vogel auf
längere Zeit, um mit einer Masse weißer Urwaldbaum-
blüten im Schnabel zurückzukehren, die er in der Mitte
des Platzes aufhäufte. Jetzt erst erschien das Weibchen. Im-
erst schaute es von einem benachbarten Wäandchen den von